

(Nachdruck verboten.)

23]

Der Müllerhannes.

Roman aus der Eifel von Clara Diebig.

Sie hielt sich steif und blickte halb trozig, halb verlegen aus ihren sammet-schwarzen Augen. Nun merkte er ihr Widerstreben. „Wat is dat dann mit Dir?“ sagte er plötzlich argwöhnisch, „Du freust Dich net, wann Dein Vadder heimkommt, he?“

Sie schwieg.

„He Du?“ schon wurde er zornig, „nu, is't bald gefällig? Wat sticht Dir im Kopp, he?“ Er faßte sie am Kopf und zog sie daran. Noch war es Spaß, aber es that schon weh.

Sie schwieg und sah ihn stumm, trozig an; aber um ihre Lippen zuckte es verräterisch wie im verhaltenen Weinen.

„Nu, wird et bald geantwort?“ — Frau Tina sah mit Schrecken, wie ihm das Blut zu Kopf wallte — „thu Dei Maul auf — red!“

Jetzt brachen der Fränz die Thränen aus, sie ließen sich nicht mehr herunter-schlucken, mit einem Ruck hielt sie sich die Schürze vors Gesicht und dann heulte sie kindisch laut heraus.

„Kohdonner noch ehs — da soll doch en Kreizgewitter dreinschlagen — kaum kömmt man nach Haus, wird geheult. Dat haste von Deiner Modder, die kann auch nig andres“ — ein wütender Seitenblick streifte die Frau — „im Romang hörste auf!“ Er riß dem Kind die Schürze vom Gesicht. Und nun brüllte er es an und stampfte dabei mit dem Fuß, nein, er trampelte mit beiden Füßen: „Heul wo de willst, aber eweil net hei in der Stub — antwort, warum biste e so bubstertzig — warum freust Dich net — he, warum net, Du Landsluder infamisches!“

„Hannes, Mann,“ mischte sich die Mutter ein, „laß se doch!“ Was würde die Fränz sagen?! Sie zitterte vor der Antwort des Kindes und wußte doch nicht recht warum. „Jesses, Mann, laß se doch gehn!“

„Halt Dein Maul —“, das warf er nur so zur Seite hin, als halte er sie gar keiner Beachtung wert. Sein ganzes Interesse gehörte der Tochter.

Die Halbwüchsige hatte mit Weinen aufgehört, der Schluder stieß sie noch, aber sie zwang ihn; eine jähe Röte schlug ihr ins Gesicht und nun schrie sie's heraus in verzweifelterm Trost, halb in Angst, halb in Pein — ihre dünne Mädchenstimme gellte:

„Ich freue mich net. Den — den — Joseph sagt, wann den Vadder im Bulles gefess hat, dann es hän et net wert, dat mer sich freuen thut!“

„Fränz, Fränz!“ Ganz entsezt sprang die Mutter zu und wollte der Tochter den Mund zuhalten.

Aber ihr Mann riß sie zurück. „Laß et reden, laß et reden, dat Fränz! So — also darum — freuen thuste Dich net — so?“ sagte er leidend ruhig.

Die Brille riß er ab und schlenderte sie auf den Tisch; er mußte die Tochter nah sehen, ganz nah — selbst ein Glas war zwißel zwischen ihnen. Mit einem Ruck zog er sie zu sich heran und starrte ihr ins Gesicht mit einem suchenden Blick: war da was von ihm? Ja, da war viel von ihm!

Was Frau Tina bestimmt erwartete, traf nicht ein — er schlug die Fränz nicht. Er ließ sie los mit einem tiefen Aufatmen. Er lachte sogar.

Sollte sie dem Frieden trauen? Die Frau wußte es nicht recht, das Gesicht des Mannes schaute so seltsam drein; am liebsten hätte sie die Tochter hinausgeschickt, aber der Vater hieß sie, sich neben ihn setzen.

„Also, wann einen im Bulles gefess hat, is hän't net wert, dat mer sich freut, wann hän kömmt — o du schnipp-schnappig Dingen!“

Er sagte es fast wohl-gelaunt, die wachsende Verlegenheit des Kindes, das nun, erschrocken über das, was es gesagt, an seinen Fingern zog und zerrte, machte ihm schier Spaß. Er nährte sie:

„Ei, luek an, wat dat Fränz e so klug is — mer freut sich net, e so — dat hat Dir ein Josef gesagt — hoho, — wat es dat dann für ein Josef, he?“

„Ei, den Laufelds Josef zu Manderscheid,“ sagte sie unschuldig.

„Wat — den?!“ Er schrie auf. Das war nicht mehr der Schrei eines Menschen, es war der eines wilden Tieres. Erschrocken fing die Fränz wieder an zu weinen — ei, was hatte sie denn Dummes gesagt, daß der Vater auf einmal wieder so böß war? War der Josef zu Manderscheid nicht schon so ein großer Junge, dem sie glauben mußte?!

Der Vater hielt sie gepackt und rüttelte sie hin und her, daß alles an ihr flog, ihre Zähne schlugen und schmerzhaft auf die Zunge bißen.

„Den Josef, den Laufelds Josef“, heulte er, „also da her bläst den Wind? Josef — Laufelds Josef — o die Kanalie — bis in't Haus schleicht se eim. Landsluder Du“, er rüttelte die Tochter stärker, woher kennst den Bivvat?“

„Sie sein als immer Erbeln“*) suchten gewest in dem Manderscheider Busch, de Kinder —“ mischte sich angstvoll die Mutter ein, — un lekten Herbst Brombeeren im Haselnuß' — Jesses Maria, ich weiß et net!“

„Ich sagen Dir,“ schrie der Vater und seine Hand fiel schwer auf der Fränz flaumige Wange — „wann der Josef noch ehs ein Wort zu Dir sagt, ein einzig Wort — untersteh Dich, spaug' ihm in't Gesicht, dem Bivvat! Den Alten, den Schleicher, den Galunf, den Betrüger, den — den —“ Die Worte fehlten ihm — „den is an allem schuld'. Verflucht den Tag, wo den hei in de Mühl' kam, verflucht — verflucht —!“ In ohnmächtiger Wut lallte er nur noch: „Verflucht, verflucht!“

„Jesses, Mann — Maria erbarm dich — o Jesses, Mann!“

Er hörte nicht das Jammern der Frau; die Tochter hatte er nun losgelassen, mit geschlossenen Augen stand er, beide Häufte vor die Stirn gedrückt. „Den — den —“ immer das eine Wort: „Verflucht — verflucht — verflucht!“

„Jesses, Mann!“ Frau Tina rang die Hände — wußte er denn nicht: Von wo der Fluch ausgeht, geht er auch wieder hin?! Sie wagte es, nach seinen Fäusten zu fassen, sie hing sich an ihn: „Fluch' net, fluch' net, — Hannes, Du fluchst Dir selber!“

Er stieß sie zurück. Der Stoß war heftig; sie taumelte in eine Ecke, halb ohnmächtig lag sie da auf den Knien. Fränz war aufstreichend aus der Stube entflohen. — — —

So finster sank die Nacht, als sei nie ein Licht in der Mühle gewesen. Der Müller warf sich in sein Bett und stöhnte vor Hitze. So hatte er noch nie geschlafen, wie diese Nacht. Aber es erleichterte ihn nicht. Das große Mühlrad, das draußen so still hing, das ging hier um — rauschend, rasend, geschwind — hier in seinem Kopp.

Er stöhnte und hielt sich den glühenden Schädel.

Wie sich das Rad drehte, drehte, und mit ihm die Jahre! Ein Jahr um das andre — von den Radschaukeln floß das Wasser — Segen war's nicht, was von den Jahren abtroff. Viel Verdruß, viel Kummer — ja — der Müller seht sich plötzlich im Bett auf: hoch, klang nicht ein Winseln? — ja, nicht nur der Laufeld, nein, die ganze Welt hatte sich gegen ihn verschworen, sie sei verflucht!

Die Stuckuhr rief. „Jesses, schon halb hint!“**)
Horch, wieder das Winseln. War's der Hund? „Nero!“ Ein dumpfes Knurren antwortete. Langsam kam das Tier unterm Bett vor, dehnte sich, schüttelte sich und legte die Zagen auf den Bettrand.

„Nein, der hatte geschlafen, der war's nicht gewesen. „Nero, paß auf, kß, kß, kßchen!“

Die glühenden Hundeaugen funkelten durch die nächtliche Finsternis — aber kein Anschlag wurde laut, — was, was war denn? Der Mann tappte nach dem Feuerzeug, das Phosphorhölzchen zischte auf, nun brannte die Talgkerze. Der Hund war langsam in die Mitte des Zimmers gegangen, nun lag er platt auf der Diele, die Schnauze furchtsam auf

*) Strolch.

**) Erdbeeren.

***) Mitternacht.

die Vorderpfoten gedrückt und blinzelte scheu mit trüben Augen.

„Pfui, Nero, bang? I! Jaß, H, H!“

Da hob der Hund den Kopf, reckte ihn empor zur niedrigen Balkendecke und stieß ein leis wechlagendes Geulen aus.

Den Mann überließ ein Schauer. Wie gelähmt lag er im Schweiß, wie er's hundertmal am Tage zu thun gewohnt, in fast gedankenlosem Kommandoton, so rief er auch jetzt:

„Tina, Tina!“

Wenn er doch nicht so allein wäre. Nun lag er schon seit lange hier in der Stube im Erdgeschoß wie ein Lebiger — oben in der Stiebelstube hausten die Frau und die Franz — das mußte anders werden, war das eine Manier, ihn so mütterlich allein zu lassen?

„Tina, Tina!“

Es war das erste Mal, daß sie nicht willig war. Sie kam nicht.

Aber doch, jetzt ein Sichregen über ihn in der Stiebelstube, ein Hin und Her über die Dielen von nackten Füßen. Eine Thür knarrte. Und nun ein unterdrückter Jammerlaut, aber doch durchdringend schrecklich durch das ganze Haus.

„Koxdomer noch eh's!“ Haumes warf die schweren Füsse aus dem Bett, er torkelte zur Thür, über den Flur, tappend suchte er die Stiege — da fiel ein Lichtschein von oben herunter. Im kurzen Röschchen, mit nackten Beinen stand die Kleine am Treppentopf und schirmte ihr flackerndes Kerzenstumpfen.

„Badder, Badder,“ sagte sie zitternd und guckte mit den wissenden Augen des Dorfkinde dem Mann in das blöder-schrodene Gesicht: „Die Modder ist schlecht worden, wit, wit, geh, für de Weis-Frau zu rufen!“

XIV.

Der Müllerhannes war selber gerannt. Vergebens hatte er nach dem Smedt gerufen, der war gewöhnt an schlaffe Zucht und hatte sich in der Frühlingnacht sofort zum Liebschen geschlichen. Die Magd war nicht abkömmlich, er mußte schon selber laufen.

Und er lief, als gälte es das Leben. Ins Ungeheuerliche verzerrt und verschoben, ragten die dunklen Kraterberge gegen den mattgestirnten Nachthimmel, schweigend ruhte das Meer, ein Windchen fuhr über seinen bleiern Spiegel, säufelte in dem Weidenkranz seines Ufers und schüttelte dann die vom Tau schwer geneigten Bäumchen am Straßenvand. Jedes Tröpfchen, das versprühte, traf des Mannes Stirn, wie ein Feuerfunke. Kühlung, ach nur Kühlung! Er leuchte und pustete. Die Angst trieb ihn — wenn der Frau was passiert? — sonst hatte er nie Angst um sie gehabt — wenn auch ein paar mal schon Malheur dabei gewesen und die Hoffnung in nichts zerronnen, die Frau war immer leidlich dabongekommen — aber diesmal, diesmal?!

Vor seinen Ohren rauschte es; wie durch eine dicke Mauer, von weit, weither drang ein Ton zu ihm: „Rühr' mich net an!“ O Jesus Maria! Er gab sich eins vor den Kopf und dann rannte er mit schlendernden Armen wie ein Sinnloser, wie ein Gehefter.

Der Anblick des Dorfes beruhigte ihn etwas. Seine Gedanken glätteten sich: warum mußte denn gleich alles schlecht gehn? Alle Tage werden Kinder geboren, und die Mütter überstehen's, und sind schon nach wenig Tagen wieder auf, müssen gar auf den Acker, und das brauchte die Tina doch nicht, die konnte ja ruhen. Liegen bleiben sollte sie, so lange es ihr gefiel, sich gemächlich rasten, während die linde Luft zum Fenster Blumenduft aus dem Gärtchen hereinwehte, und vor der Thür in der Sonne die große Franz den kleinen Bruder wiegte. Ja, so sollte es sein!

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte wih.

Als vor etwa anderthalb Jahren ein neues der Gattung verwandtes Säugetier, die *Oapia*, bekannt wurde, da mußte man sich mit einigem Staunen fragen, wie es denn möglich sei, daß ein so auffälliges und immerhin großes Tier bisher übersehen werden konnte. Denn wenn mit irgend einer Klasse von Lebewesen, so glaubte man doch gerade mit den Säugetieren einigermaßen im Reinen zu sein. Indes kann man sich immerhin noch auf mancherlei Ueberraschungen

selbst auf diesem Gebiete gefaßt machen. Glauben manche doch, daß sich vielleicht in Südamerika noch eines der großen Riesensäugetiere lebend auffinden werde, deren mächtige, aus dem Spättertiär stammende Skelette auf höchst abenteuerliche Gestalten schließen lassen. Auch die Wüsten Centralasiens, Gebiete des tropischen Afrikas und das Amazonasstromgebiet könnten noch größere Säugetiere bergen, falls diese auf einen engen Wohnungsbezirk beschränkt wären. Die Wissenschaft von den Säugetieren kann freilich auch noch dadurch eine Erweiterung erfahren, daß zwar bereits entdeckte, aber noch wenig bekannte Säugetiere näher erforscht werden. Man kann zwar nicht hoffen, den räthselhaften *Prototek*, den Vertreter einer uralten, jetzt ausgestorbenen Säugetierklasse, der bereits einmal von einem Naturforscher flüchtig gesehen worden ist, so bald wieder vor Augen zu bekommen. Aber auch außer diesem auf Neuseeland lebenden Tiere mag es noch manches weniger bekannte Säugetier geben, das erst bei näherer Bekanntheit ein größeres Interesse erwecken würde. Das ist ja auch bei dem Przewalski-Pferd der Fall gewesen, dessen eigentliche Bedeutung für die Wissenschaft erst seit kurzem erkannt worden ist, obwohl es schon im Jahre 1879 entdeckt wurde. Denn erst durch die neuesten Untersuchungen von W. Salensky einerseits und Th. Noak andererseits ist es endgültig festgestellt worden, daß jenes Tier eine neue, wilde Pferdeart darstellt. Man hatte in der Annahme, daß alle Wildpferde längst ausgestorben seien, dieses mongolische Wildpferd für ein verwildertes Haustier gehalten. Darum hatte man ihm auch keine allzugroße Aufmerksamkeit zugewendet. Bis vor wenigen Jahren stützte sich die ganze Kenntnis des Tieres überhaupt nur auf wenige Felle und Skelette. In der allerletzten Zeit sind jedoch auch einige Exemplare in europäische Tiergärten gekommen und jüngst hat gar eine von C. Hagenbeck in Hamburg ausgerüstete Expedition ein paar Dutzend der interessanten Tiere nach der alten Hansestadt gebracht. Daß wir es in diesem Falle nicht mit einem Halbsefel, sondern mit einer echten Pferdeart zu thun haben, geht daraus hervor, daß es hornlose Stellen, sogenannte Kastanien an Vorder- wie Hinterbeinen besitzt, und daß sein Schwanz auch an der Basis mit längeren Haaren ausgestattet ist. Darin gleicht es dem zahmen Pferd, übrigens wiehert es auch gleich diesem, während Halbsefel, Esel und Zebra Pferde nur schreien. Allein das Przewalski-Pferd erhält nun noch ein besonderes Interesse dadurch, daß es ohne Zweifel Merkmale besitzt, die echte Pferde und Feltiere (Halbsefel, Esel, Zebra) miteinander verbinden, und daß es darum der gemeinsamen Stammform um eine Stufe näher steht. Der Schwanz des Wildpferdes trägt im Gegensatz zu dem der Halbsefel auch an der Wurzel langes Haar, allein dieses ist doch nicht so lang und so weich wie an der Spitze. Das Wildpferd besitzt auch einen dunklen Schulterstreifen, wie er niemals bei Hauspferden vorkommt. Andre Eigentümlichkeiten, die es aufweist, der Besitz von nur fünf Lendentwirbeln, ein dunkler Rückenstreifen, Querschreifung an den Beinen kommen gelegentlich auch bei unfrem Hauspferd vor. Doch da sie den Eseltieren in der Regel zukommen und das Wildpferd seiner Totalgestalt nach ohne Zweifel ein echtes Pferd ist, so kann man schließen, daß jene Eigentümlichkeiten einst die gemeinsamen Vorfahren von Pferd und Feltiere charakterisiert habe. Ohne Zweifel ist das mongolische Wildpferd ein Vorfahre unfres Haustieres, es braucht allerdings nicht der direkte Ahnherr des letzteren zu sein, aber jedenfalls steht es einem solchen unmittelbaren Vorfahren sehr nahe. Noak, der (Zoolog. Anzeiger“ 1902, 25. S. 135) den Schädel des Tieres mit dem eines etwas älteren deutschen Pferdes, einer mittelgroßen Kontrasse, fast gänzlich übereinstimmend findet, hält das mongolische Wildpferd für den Ahnherrn der kleinen Kontrasse.

Das Przewalski-Pferd gleicht auch in der Größe einem kleinen Pony, es ist gelbbraun bis rotbraun gefärbt, je nachdem es in der Steppe, auf niedrigen Bergen oder im Hochgebirge der Dschungaree lebt. Sein Kopf ist ziemlich fein gebaut, so wie bei unfrem Haustiere, das Maul hat kurze, wulstige Lippen, die nicht fest aufeinander schließen. Die Ohren sind klein, das dunkle Auge munter und klug. Die Rückenlinie ist ziemlich gerade, der Widerrist nur wenig erhöht. Die Hagenbeck'sche Expedition fand das Przewalski-Pferd noch in großen Herden an. Es machte keineswegs den Eindruck, als ob das Tier im Aussterben sei. Es kommt noch in Herden von 1000 Stück vor. Von den Mongolen wird den Tieren eifrig nachgestellt, und besonders viele junge Tiere, die leichter zu fangen sind und deren Fleisch sehr geschätzt ist, fallen diesen Nachstellungen zum Opfer. Die Herde wird von einem alten Hengst geführt, der um das Wohl der ihm anvertrauten Schar sehr besorgt ist. Die Tiere ruhen am Tage und gehen abends auf die Weide und zur Tränke. Sie sind nur sehr schwer zu zähmen, in einigen Fällen ist indes die Domestikation doch gelungen. So kann man denn bereits jetzt sagen, daß das mongolische Wildpferd in der Hauptsache bekannt ist, und daß man auch seine Bedeutung nummehr richtig würdigt. Immerhin ist die genaue verwandtschaftliche Stellung sowohl zu unfrem Hauspferd als zu den ausgestorbenen Wildpferden noch weiter aufzuklären.

Ueber eine kleine Antilopenart Afrikas, die bisher immerhin selten beobachtet worden ist, berichtet L. J. Moreau in „Naturaliste“ (1. Okt. 1902). Mit den Rindern und Schafen zusammen bilden die Antilopen die Familie der Horntiere. Sie sind eine sehr formenreiche Gruppe, denn nur einige Arten haben den schönen bekannten Gazellentypus, andre gleichen in ihrer äußeren Gestalt mehr den Rindern, andre den Schafen, noch andre gar den Pferden. Die kleine Antilopenart, um die es sich hier handelt, ist zwar ein gewandtes Leichter Tier, aber sie ist zugleich ein wahrer Zwerg von Horntier. Sie wird nur etwa 43 Centimeter hoch. Diese Antilope, die Moreau

nach eigenen Beobachtungen in ihrer Heimat, dem Somalilande in Ostafrika, schildert, führt den Namen Beni-Israel oder Windspielantilope. Sie kommt dort in drei Varietäten vor. Ihr Fell ist rot, doch enthält es zum Teil auch graue Haare. Hörner besitzt nur das männliche Tier. Diese sind ziemlich klein. Oben sind sie rund, in der unteren Hälfte dagegen dreieckig. Im Gebiß haben alle Hörntiere das Gemeinsame, daß im Oberkiefer die Schneide- und Eckzähne fehlen. Auch bei der Windspiel-Antilope ist das der Fall. Die unteren Schneidezähne haben aber bei ihr eine eigentümliche Form, die allerdings auch bei einigen anderen Antilopen wiederkehrt. Die mittelsten Schneidezähne werden nämlich nach unten zu dreieckig, sie zeichnen sich außerdem durch besondere Größe aus, dagegen sind die äußeren Schneidezähne schmal und platt wie ein Messer. Die Antilope hält sich während der heißen Zeit des Tages in dem dornigen Gestrüpp auf, das hier und da das Wüstenland überzogen hat. Am Morgen und am Abend verlassen die Tiere das Gebüsch und laufen immer dieselben Strecken ab. Wenn sie stillstehen, sind sie nur vom geübtesten Auge zu erkennen. Die Tiere leben in Paaren, nur selten kommt es vor, daß zwei oder drei Paare sich vereinigen. Die Windspiel-Antilope bevorzugt die ebenen Gegenden; da es große Wärme liebt, so meidet es die höher gelegenen Plateaus. Moreau sah allerdings ein Tier auch in einer Meereshöhe von 1720 Metern, doch nimmt er an, daß es sich hierher nur verlaufen habe. Die Antilope kommt in der Wüste Issa, zwischen dem roten Meere und Abessinien noch sehr häufig vor. Den Transport nach Europa und die Gefangenschaft trägt sie nur selten, daher bekommt man sie in unseren Tiergärten kaum zu sehen. Die Windspiel-Antilope liefert auch ein genießbares Fleisch.

Inzwischen sind nun auch über die neuentdeckte Giraffenart, die Omapia, neue Thatfachen gewonnen worden. Im Kongo-Museum in Brüssel sind nämlich ein fast vollständiges Skelett eines erwachsenen männlichen und das Fell eines weiblichen Tieres angelangt. J. E. Forsyth Major, der mit der Bearbeitung dieser Dokumente beauftragt worden ist, giebt in den „Proceedings“ der Londoner Zoologischen Gesellschaft einen vorläufigen Bericht darüber. Das interessante Hufstier, das äußerlich kaum den Eindruck einer Giraffe macht, ist doch ohne Zweifel ein Vertreter der Wiederhauerfamilie der „Abchüssigen“. Das Merkmal, das der Familie den Namen gegeben hat, der nach hinten zu sich stark neigende Rücken, kommt, wie sich an den neuen Dokumenten erkennen läßt, auch der Omapia zu. Ja selbst ihr Hals ist ziemlich lang. In der Schädelbildung gleicht sie sehr auffällig der Giraffe und besitzt doch zugleich Eigentümlichkeiten, die dem alten ausgestorbenen Samotherium, einem Vorfahren der Giraffe, zukommen. Sie weist demnach ursprünglichere Merkmale auf als diese und steht also verwandtschaftlich zwischen beiden. Wie bei der Giraffe, so fehlen auch bei der Omapia die Astertklauen. Die erstere besitzt auf der Stirn zwei von der Haut überzogene Knochenzapfen. Diese hatte man an den bisher bekannt gewordenen Schädeln nicht beobachten können. Sie gehörten nämlich jungen Tieren an, bei denen sich die Zapfen noch nicht ausgebildet hatten. An dem Schädel des erwachsenen männlichen Tieres wurden nun Knochenzapfen von drei Zoll Länge vorgefunden. Ihre äußerste Spitze hat ein poliertes Aussehen, so daß man vermuten kann, daß die Hörner ein wenig aus der Haut hervortragen. Von dem weiblichen Tier ist zwar nur das Fell vorhanden, aber in diesem fanden sich ebenfalls Knochenzapfen, die jedoch etwas kleiner waren.

Wenn man nun über den Körperbau der Omapia jetzt ziemlich gut unterrichtet ist, so fehlt doch über ihre Lebensweise fast noch jede Nachricht. Es ist ja anzunehmen, daß man in kurzer Zeit auch in dieser Beziehung Klarheit über das interessante Tier bekommen wird, vorderhand ist eigentlich nur ihr Aufenthaltsort bekannt. Es lebt in weiten dichten Wäldern am Semliki, der den Albert-Edward-See mit dem Albert-Nyanza verbindet. Hier in dem feuchten, heißen Klima, das für den europäischen Forscher ja nicht besonders verlockend sein wird, soll die Omapia noch in reicher Anzahl vorhanden sein. Jetzt, nachdem die Wissenschaft die hohe Bedeutung dieses Tieres erkannt hat, würde es wohl auch das schlimmste Fieberklima kaum verhindern, daß irgend ein beherzter Mann, um die seltene Beute zu holen, sein Leben für die Forschung in die Schanze schlägt.

Kleines feuilleton.

th. Am Bahndamm. Wie ein langer Strich zieht sich der Bahndamm durch das Blachfeld. Es giebt nichts Stumpferes, als dieses Blachfeld und diesen langen, langen Strich. Wolte ein Maler die Dede malen, so müßte sie aussehen.

Feld zur Rechten und zur Linken, Feld und Feld, armseliges Nübenland, Kartoffelacker und Moorwiese; hier und da blüht ein Wäfferchen, eine Krüppelweide schlängelt ihre Zweige drüber her; weit in der Ferne dümmert Wald... Kiefernheide.

Links hinüber liegt die Stadt. Sie liegt in einem Meer von Dunst und Rauch. Sie liegt da wie ein Ungeheuer, breittätzig fauchend aus hohen Schloten.

Aus der Stadt kommt der Bahndamm und geht nach dem fernen Wald — der schluckt ihn auf.

Ueber den Bahndamm fahren viele Züge; von früh bis in die Nacht donnern sie darüber hin. Züge aller Arten und Klassen: Vorkortzüge und Fernzüge, der Luruszug, der die Welt durchrast, und der Dummelzug, der an jedem Nest hält. Sie kommen und schwinden

und an ihre Scheiben drängen sich Gesichter, Gesichter und Gesichter, und alle sehen auf das öde Blachfeld.

Ich wollte, es wäre eine Photographenplatte. Ich wollte, es hielte die Gesichter fest und mit den Gesichtern ihre Gedanken. Denn es ist doch wahr, daß man im Gesicht mitunter Gedanken lesen kann.

Es ist keine Photographenplatte, es ist nur armseliges Nübenland, und ich gehe den schmalen Steg entlang, der den Ader vom Bahndamm trennt.

Die Dede breitet ihre Arme aus, grau und schweigend liegt sie auf dem endlosen Feld. Krähen jähren. Die Winterjonne leuchtet fahl durch Nebelwolken. In den Telegraphendrähten singt der Wind. Er kommt in vollen Stößen von Osten her. Die dünnen, halb erfrorenen Gräser biegen sich zitternd unter seinem tauben Hauch und flüstern. Sie flüstern von den „Gesichtern“, die auf sie niederschen; „ach, die Gesichter, die Gesichter!“

Da war das eine, das lachende Gesicht. Gott, wie es lachte! Ueber jede Krähe. Es war ein nettes, junges Mädchen Gesicht und lachte und lachte.

Herrliches Reisen durch die Welt, wenn man so hinausfährt, zum erstenmale, Wundern entgegen. Alles wird zum Wunder, selbst die Krüppelweide am Moorleich. Aber da war das gleichgültige Gesicht, das geradeaus sieht und gähnt und überhaupt nichts sieht, weil es schon so viel gesehen hat. Es sieht aus den Coupés erster Klasse, aus den Luruszügen. „Ach, dieses langweilige Gesicht!“

Und andre Gesichter, seltsam fremde Gesichter, von eigenartigem Schnitt mit eigenartigen Augen. Sie schauen über das weite Feld und denken... Woran denken sie? An die weite Steppe im fernen Rußland? An das Elendsdorf an Polens Grenze, wo bisher ihre Heimat war? An die neue Heimat jenseits des großen Wassers?

Hoffen, wünschen, zweifeln, bereuen sie?... Vorüber, vorüber!

Vorüber auch das hoffnungsfrohe Gesicht, das übermüthige, reiselustige, wie es winkte und grüßte nach der fernen Stadt.

O, du große Stadt, die mir Lohn bringt und Brot, die mich losreißt vom Hungersjoch der Scholle, von der harten Fron des Ackerknechts, o du große Stadt! Gruß dir, du große Stadt!

Verhäßige Gesichter, so recht wohlgenährte, fette, feiste. Sie sehen gleichgültig, sie sehen gar nicht. Sie kommen aus netten, behaglichen Landhäusern, draußen in Wald und Gärten; sie fahren oft hier, sie kennen die „Gegend“. Wozu noch nach der „Gegend“ schauen? Es träumt sich viel besser vom Theater und von dem fetten Sonntagstraten, den man in der Markthalle kaufen will.

Das sind die Gesichter der Vorkortzüge. Die zeigen aber auch noch andre Gesichter. Müde Gesichter, verradert und elend, stumpfe Gesichter, abgestumpft im Kampfe um Brot, weicherliche, trotzig Gesichter, darin es glüht, wie Funken in der Asche, wie eine Flamme, die der Sekunde wartet, da sie endlich auslodern kann.

Aber die Gesichter schauen nur zu Zeiten: morgens und abends nur, und allenfalls in der Mittagstunde, in der Zeit, wo die Fabriken geschlossen werden, die da oben liegen an der Vorkortbahn. Und all die Gesichter sehen auf das weite Blachfeld. Und es sehen noch viel mehr darauf... viel mehr... jedes Gesicht eine eigne Geschichte...

Aber das Feld liegt weit und leer, und die Dede breitet grau und schweigend ihre Schattenarme darüber aus. Und der Wind singt in den Telegraphendrähten. —

Geschichtliches.

— Ueber „Strandrecht und Seeraub im vierzehnten Jahrhundert“ sprach dieser Tage Dr. Schrader im Verein für Hamburgische Geschichte. Der „Hamburgische Korrespondent“ berichtet über den Vortrag: „Unter Strandrecht wurde im Mittelalter die Befugnis des Landesherrn verstanden, alles, was die See an den von ihm beherrschten Strand getrieben hatte, sowie in der Nähe des Strandes aufgefischtes jeztfristiges Gut als sein Eigentum in Anspruch zu nehmen. Es lag nahe, daß der Begriff des Strandrechts von den bei dem Geminn Beteiligten möglichst ausdehnend interpretiert wurde: man nahm Schiffe in Anspruch, die nur durch die Ebbe zeitweilig festgeraten waren, ebenso Güter, die nur das Wasser berührt hatten, und selbst Menschen, die sich auf gestrandeten Schiffen befanden, wurden als Strandgut betrachtet und in die Leibeigenschaft geführt. Daß die Landungsbrücken absichtlich in schlechtem Zustande gehalten wurden, um den Abwurf der Waren ins Wasser zu fördern, war nichts Seltenes. Kein Wunder, daß das angebliche Strandrecht von den davon Betroffenen als Seeraub bezeichnet wurde und auch nicht selten in die Vererbung auf offener See fahrender Schiffe ausartete. Schon früh suchten sich die Seehandel treibenden Staaten und Städte durch Verträge mit den Uferstaaten gegen die Ausübung des Strandrechts zu sichern, indem sie den Strandbesitzern einen gewissen Vergelohn zusicherten. Solche Verträge bestanden um die Mitte des 14. Jahrhunderts zwischen Hamburg und der Mehrzahl der an die Unterelbe grenzenden Territorien, nur von den Erzbischöfen von Bremen, als Herren der Grafenschaft Stade und des Altenlandes, hatte man einen Verzicht auf das Strandrecht nicht erlangen können, obwohl die Ausübung desselben von Kaiser und Papst mit Reichsacht und Kirchenbann bedroht war. Dieser Umstand führte zu einem folgenreichen Konflikt, dessen Ursprung in den Oktober des Jahres 1371 fällt. Ein von einem Hamburger Schiffer geführtes Schiff strandete damals an der Küste des Altenlandes, und zwei wertvolle Ballen englischer Tuch, die nach Stade geführt werden sollten und einem Hamburger Ratsherrn und einem Verwandten desselben gehörten, fielen ins Wasser. Bewohner des Altenlandes unter Führung von Beamten des Erz-

bischofs bemächtigt sich dieser nur wenig beschädigten Tuche und verteilten sie unter sich, wobei auch der Erzbischof seinen Anteil erhielt. Da eine Beschwerde bei letzterem erfolglos blieb, wendeten sich die Hamburger an den Domdechanten in Lübeck als zuständige geistliche Richter. Dieser drohte den Räufern mit Kirchenstrafen, die Antwort aber waren Fehdebriefe, die der Erzbischof und seine Beamten an Hamburg ergelien ließen. Damit war der Kriegszustand eingetreten, und es folgte nun eine Reihe von Gewaltthaten gegen Hamburger Schiffe und selbst gegen zu Lande Reisende, die das Gebiet des Erzbischofs berührten. Auf der Elbe wurde u. a. ein junger Hamburger, Heinrich Tolner, der Studirens halber nach Oxford reifen wollte, ergriffen und herab auf nur gegen hohes Lösegeld wieder losgelassen. Die Hamburger wandten sich nun direkt an den Papst, der damals in Avignon residierte, mit einer Klage auf Schadensersatz gegen den Erzbischof und seine Beamten. Ueber Anspruch und Verlauf des damit eingeleiteten Prozesses giebt eine Reihe von Aktenstücken, die das Hamburger Staatsarchiv verwahrt, Auskunft, auch die im Auftrage des Vereins für Hamburgische Geschichte gedruckten Kämmerrechnungen gewähren manchen wertvollen Aufschluß. Der vom Papst für diesen Fall ernannte Specialrichter, dem ein besonders beschleunigtes Verfahren zur Pflicht gemacht war, erließ zunächst auf Antrag der Hamburger ein „Inhibitorium“, durch welches dem Erzbischof und seinen Unterthanen alle Feindseligkeiten gegen die Hamburger bei Strafe der Exkommunikation untersagt wurden. Auch diese Androhung machte keinen Eindruck, vielmehr wurden die Räuereien fortgesetzt und sogar fünf Pilger aus Hamburg, die nach irgend einem Gnadenort wallfahren wollten, im Gebiet des Erzbischofs ergriffen und zur Erlegung eines Lösegeldes gezwungen. Die Folge war die Exkommunikation von drei Beamten des Erzbischofs. Der Hauptprozeß nahm inzwischen seinen Gang, und da die Beklagten Einwendungen erhoben, erfolgte ein Beweisbeschluß, der die Vernehmung von 34 Zeugen vor dem damit beauftragten Schatzmeister des Doms in Lübeck anordnete. Diese Beweisaufnahme erfolgte im Jahre 1381. Im folgenden Jahre fällt das geistliche Gericht in Avignon das Endurteil, durch welches der Erzbischof und seine Beamten zu einem erheblichen Schadensersatz sowie zum Ersatz der Kosten des Verfahrens verurteilt wurden. Die Vollstreckung dieses Urteils machte noch mancherlei Schwierigkeiten, doch schließlich fügte sich der Erzbischof, und im Jahre 1387 erließ er von Stade aus eine Befamtmachung, durch welche er die „abscheuliche Gewohnheit“ des Strandrrechts als dem kanonischen Recht und kaiserlichen Recht widersprechend gänzlich verwarf und die Ausübung desselben in seinen Landen verbot. Damit war auch für die Klütten des Erzbistums Bremen die Befriedigung des Verkehrs auf der Elbe vertragsmäßig sichergestellt und Hamburg konnte mit dem Erfolg des allerdings sehr kostspieligen und langwierigen Prozesses wohl zufrieden sein.

Völkerrunde.

— Die Schicksale und die letzten Ueberreste der Kariben auf der Antilleninsel Dominica werden von dem Verwalter Hesteth Vell in einem amtlichen Kolonialbericht geschildert. Man weiß, wie Engländer, Franzosen und Spanier gleichmäßig sich an der Vernichtung der Inselkariben beteiligten und wie diese rasch an Zahl abnahmen. Im Jahre 1748 wurde Dominica diesen Indianern als neutraler Boden überwiesen, aber schon 15 Jahre später nahmen die Engländer die Insel für sich und überließen den Kariben eine 232 Acres große Reservation. Der ganze Stamm soll 1791, noch aus 20 bis 30 Familien bestanden haben; der Geschmack für Menschenfleisch war aber damals ihnen schon abhanden gekommen. Seitdem hat sich ihre Zahl nicht vermindert; noch etwa 400 nennen sich Kariben, doch glaubt Vell, daß höchstens 120 reinblütig sind. So stehen sie als die letzten echten Westindier noch da, denn die sogenannten Kariben von St. Vincent sind Mischlinge mit vorherrschendem Regerblute, schon 1700 als „Schwarze Kariben“ bezeichnet, gegenüber den „roten“ von Dominica und Guadeloupe. Nach Vell zeigen die noch vorhandenen reinblütigen Kariben „unzweifelhaft mongolischen Typus und ein Karibentkind kann vor einem chinesischen oder tatarischen Kinde kaum unterschieden werden“, was keineswegs auffällt, wenn man weiß, wie häufig der mongoloide Typus unter den Indianern vorkommt, so daß daraufhin Ostasien Peisel die Amerikaner zu seiner Gruppe der „mongolenähnlichen Völker“ rechnete. Das Haar der dominikanischen Kariben ist straff, grob, schön blauschwarz; ihre Hautfarbe braun bis rötlich-gelb. Die Sprache ist erloschen. Sich selbst nennen sie „Kreiß“. Sie sind Fischer, bauen gute Kanoes und fertigen wasserdichte Körbe, auch treiben sie etwas Landbau und Viehzucht. Mischlingen mit Negern nehmen zu, in denen schließlich in kurzer Zeit diese letzten Kariben aufgegangen sein werden.

(„Globeus“.)

Physikalisches.

en. Neue Experimente James Dewars. Die Forschungen über die niedrigsten Temperaturen, die seit der Verflüssigung des Sauerstoffs, der Luft und später des Wasserstoffs mit Recht das größte Aufsehen in und außerhalb wissenschaftlicher Kreise erregten, haben wiederum zu einem merkwürdigen Erfolg geführt, und wiederum ist es Professor James Dewar, dem die Errungenschaft zu danken ist. Der Gelehrte führte in einem neulichen Vortrag aus, er hätte bei seinen Experimenten schon früher vorausgesehen, daß er auf eine neue Form von Eis kommen

würde, und diese Vermutung ist nunmehr erfüllt worden. Seit langem ist es den Physikern bekannt, daß infolge der Thatsache, daß Wasser über dem Gefrierpunkt eine größere Dichte besitzt, mit andren Worten: schwerer ist als Eis, letzteres allein durch Druck zum Schmelzen gebracht werden kann. Zu lösen bliebe die Frage, ob diese Möglichkeit unter allen Umständen bestünde, gleichviel wie kalt das Eis ist. Der deutsche Physiker Clausius nahm an, daß sie bei 1—130 Grad aufhören würde, und zur Bestätigung dieser Behauptung führte Dewar sein Experiment vor. Er nahm einen Eisblock und legte auf diesen einen Draht, der an beiden Enden durch Gewichte herabgezogen wurde. Da der Druck der Gewichte das Eis zum Schmelzen bringt, so muß ein solcher Draht sich allmählich in den Block einschneiden. Der Versuch von Dewar zeigte nun, daß dieser Vorgang sofort aufhört, wenn das Eis durch flüssige Luft bis auf einen bestimmten Grad abgekühlt wird. Dewar wies noch eine Zahl anderer beachtenswerter Experimente vor, aus denen erhellte, daß gewisse unter gewöhnlichen Bedingungen sehr schwache Körper eine auffallende Widerstandsfähigkeit erwerben, wenn sie stark abgekühlt werden. Ein eisernes Gefäß, das bei der Temperatur von flüssiger Luft einem ungeheuren Drucke zu widerstehen vermochte, konnte bei gewöhnlicher Temperatur leicht mit der Hand zusammengeedrückt werden. Blei von solcher Geschmeidigkeit, daß es bei gewöhnlicher Temperatur leicht in Draht auszugiehen war, wurde bei der Kälte der flüssigen Luft unüberwindlich hart. Bedeckt man einen Cylinder mit einer Kappe aus Hartgummi, so kann letztere bei gewöhnlicher Temperatur schon zertrümmert werden, wenn nur wenig Luft aus dem Cylinder ausgepumpt wird. Bei einer Temperatur von —250 Grad, etwa der des flüssigen Wasserstoffes, vermochte der Gummi das stärkste Vakuum auszuhalten, das überhaupt erzeugt werden konnte. Endlich zeigte Dewar noch eine neue und höchst wertvolle Art von Röhren für die Aufbewahrung flüssiger Gase. Sie besteht ganz aus Quarz und ist als unzerbrechlich zu betrachten, da dieser Stoff durch plötzliche Wechsel der Temperatur in beliebiger Höhe fast gar nicht angegriffen wird. Die Quarzröhren werden von unermesslichem Wert für gewisse wissenschaftliche Untersuchungen sein, da sie die Beobachtung der Spectra von flüssigen Gasen sehr erleichtern werden, indem sie nicht nur jeden Stütograd aushalten, sondern auch für die ultravioletten Strahlen völlig durchlässig sind.

Humoristisches.

— Der Bedrängte. Mieter: „Entschuldigend S' Herr Huber, aber schon wieder steigern bei die schlechten Zeiten!“
Wirt: „Ja eh'n drum, i komm nimmer draus. Schaum S', bö Spanjan kost mi zwanzig Mark!“

— Erster Gedanke. Lieschen, 13 Jahre alt und Schülerin der dritten Klasse einer höheren Töchterchule, soll Violinunterricht erhalten. Zu dem wichtigen Akte des Ankaufs einer Geige darf sie ihren Papa zum Instrumentenhändler begleiten. Man einigt sich dort rasch auf ein biederer Exemplar, das 100 M. kostet, und nun holt der freundliche Händler, der als Reparatur einen bedeutenden Ruf genießt, alte italienische Instrumente herbei, weil der Papa Interesse zeigt. Eine ganz besonders kostbare Geige aus dem Besitz des berühmten A. ist ihm eben zur Reparatur übergeben worden. „Die kostet 24 000 M.“ Lieschen reißt die Augen auf: „24 000 M... Die Geige?... Wahrhaftig?... Aber dafür bekomme man doch schon einen Mann!“
(„Simplicissimus“.)

Notizen.

— Von Heinz Tobote erscheint in den nächsten Tagen bei F. Fontane u. Co. ein neuer Roman „Der letzte Schritt“.

— Die Neue Freie Volksbühne veranstaltet heute abend, 8 Uhr, im Gewerkschaftshause einen „Modernen Dichter-Abend“. Anna Ritter, Klara Wiebig, P. D. Höder und M. Prescher werden eigne Dichtungen vortragen.

— Adolf L'Arronges fünftaktiges Volksstück „Sanatorium Siebenberg“ geht am 7. Februar im Berliner Theater in Scene.

— Reinhardts Operette „Der liebe Schatz“ fand bei der Erstaufführung im Münchener Gärtnerplatz-Theater eine freundliche Aufnahme.

— Aus der Galerie Henneberg in Zürich, die aufgelöst wird, werden u. a. zum Kauf angeboten: Böcklins „Nacht“ zum Preise von 70 000 M., eine „Burguine am Meer“ von Böcklin für 60 000 M., das „Ghetto“ von Ludwig Knäus für 70 000 M., Menzels „Piazza d'Erbe“ für 110 000 M., Segantinis „Frühlingsweide“ für 60 000 M.

— Goldfunde im Ural. Dem Zeltatherinburger Laboratorium wurden vom südlichen Ural 20 Pud Gold (1 Pud etwa 16 1/2 Kilogramm) übermittelt, worunter sich 100 Stücke reinen Goldes befinden. Der größte Klumpen wiegt 22 Pfd. (ein russisches Pfund gleich 0,410 Kilogramm), sein Wert beträgt 20 000 Rubel.